



Kapitel 13

Plädoyer für eine dekoloniale Sprache im Museum¹

ALBERT GOUAFFO

In relativ kurzer Zeit, zwischen 1884 und 1899, stieg Deutschland zur viertgrößten Kolonialmacht nach Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden auf.² Im Prozess der Eroberung fremder Räume und Menschen, in dessen Zuge die Wissenschaft der Völkerkunde entstand und völkerkundliche Museen sich als Forschungs- und Entdeckungsstätten der neuen »volkseigenen« Leute und Räume etablierten, spielte die Sprache eine enorm wichtige Rolle. Fremde Menschen und Räume wurden nach eigener kolonialer Erwartung inventarisiert, kategorisiert, kartiert, klassifiziert und angeeignet. Militärs, Kaufleute, Missionare, Beamte, Geografen bzw. Forschungsreisende wurden damit beauftragt, Kulturgüter aller Art aus den jeweiligen Tätigkeitsfeldern systematisch zu »sammeln« und die ethnologischen Museen in der Heimat zu beliefern. Die Museen sammelten, bewahrten auf, forschten und vermittelten der breiteren europäischen Öffentlichkeit Wissen über das zu »zivilisierende« primitive Fremde. In diesen Museen, in den Anleitungen zum Sammeln, aber auch in Inventaren, Wandtexten, Objektschildern, ja sogar in modernen Datenbanken blieb lange Zeit – mancherorts bis heute – die koloniale Sprache präsent. Terminologie im musealen Kontext trägt insofern Gewalt in sich.

Die Sprache, die benutzt wurde, um das Fremde zu benennen und zu beschreiben, ist nicht bloß als Kommunikationsmittel aufzufassen, sondern sie war Wissensträgerin und trug zur Vermittlung einer Weltanschauung bei. Europa brauchte die außereuropäische Welt, um sich selbst zu behaupten, nämlich in der Dialektik des Eigenen und des Fremden. Mit den afrikanischen Kulturobjekten reiste aber auch die afrikanische Geschichte mit. Im Aufnahmeland, wo Geschichte und Biografie der Objekte von geringer Bedeutung waren, erhielten diese Kulturgüter im Rezeptionsprozess neue Identitätsformen. Es ging ja nicht um Kennenlernen, sondern um Eroberung des Anderen. Der Prozess vollzog sich von der Namensgebung der Objekte bis hin zu ihrer völligen Domestizierung durch eigene neue Sinngewebungen und Narrative. Die Frage ist aber: Wer sprach über diese Kulturobjekte und spricht noch heute über sie, für wen und warum? Anders gewendet, wie geht die Aufnahmegesellschaft mit ihrer Deutungshoheit um? Wie schafft man im musealen Diskurs in Deutschland eine dekoloniale Sprache, d.h. eine Sprache, die

Entfernung zum nächstgelegenen Objekt aus Kamerun in deutschen öffentlichen Museen



1. Dieses Kapitel ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags »Terminologie in der Provenienzforschung oder Suche nach einer dekolonialen Sprache«, der am 15. Februar 2022 im Rahmen der vom Lenbachhaus in München organisierten Veranstaltungsreihe »Worte finden. Sensible Sprache in Provenienzforschung und im musealen Kontext« gehalten wurde.
2. Künkler 2022, 9.

die Alterität der Kulturgegenstände respektiert, aber auch neue Sinn-deutungen und Aneignungsmuster im Aufnahmeland als Mehrwert anerkennt? Wie finden wir eine konsensuelle Sprache für den musealen Diskurs? Bevor ich Antworten auf diese Fragen gebe, soll die gängige Museumsterminologie und der damit verknüpfte soziale Diskurs analysiert werden.

Die museale Terminologie als Sozialdiskurs in transferanalytischer Perspektive

Mit dem Konzept des Kulturtransfers wird der Versuch ausgedrückt, mehrere Nationalräume gleichzeitig zu untersuchen, von ihren gemeinsamen Elementen aus, ohne diese Betrachtung auf eine Konfrontation, einen Vergleich oder eine simple Addition zu beschränken. Es sollen damit Formen der Kulturvermischung und des Kulturaustausches in den Vordergrund gerückt werden, die bei der Suche nach Identitäten oftmals ausgeblendet werden, indem diese Identitätssuche die tatsächlich stattfindende Vermischung verschleiert, obwohl auch aus den Vermischungsformen Identitäten hervorgehen.³ Die Darstellung von fremden Völkern und Kulturen ist von vornherein als interpretativer Annäherungsversuch zu verstehen, weil Fremdverstehen vom Selbstverstehen abhängt. Stereotypische Darstellungsformen des afrikanischen Anderen sind nicht unbedingt als dessen Vereinnahmung zu interpretieren, sondern als »dünne Beschreibung« im Gegensatz zur dichten Beschreibung von Clifford Geertz.⁴ Das Wissen jedoch, das gezielt aus einer oberflächlichen Lesart der Fremde resultiert, kann als interessengeleitet angesehen werden, wenn es eine dezidiert hegemoniale Tendenz aufweist. Narrationen über psychische und moralische Charakterzüge bzw. diskursive Darstellungen und Beschreibungen von Menschen fremder Herkunft als Vertreter eines ganzheitlichen kulturellen und geografischen Raums, die im Kolonialkontext entstanden sind, wurden aus einer bestimmten Perspektive und Interessenlage heraus formuliert. Der belgisch-kanadische Diskursanalytiker Marc Angenot spricht in diesem Fall von Sozialdiskurs. Er ist als ein dynamisches Feld zu verstehen, in dem verschiedene Diskurse miteinander konkurrieren. Die diskursive Hegemonie koordiniert die Vielfalt und hebt aus der Masse von Diskursen einen dominierenden hervor, der aber bewusst oder unbewusst von den Mitgliedern der Gesellschaft als globaler Diskurs kolportiert und konsumiert wird. Dieser dominierende Diskurs weist einige Charakteristika auf, und zwar Regelmäßigkeit und Hegemonie. Hegemonie verzahnt die Diskurse untereinander und macht aus dem Disparaten und der Vielfältigkeit eine Einheit. In einer Auseinandersetzung mit Mikhaïl Bakhtine, von dem er den Begriff der Intertextualität übernimmt, präzisiert Angenot, dass der Sozialdiskurs aus einer Interaktion von auseinanderliegenden Interdiskursen entsteht.⁵ Der Sozialdiskurs weist eine gewisse Stereotypie auf, die in einer gegebenen Gesellschaft und in einem

3. Vgl. Espagne 1999, 1.

4. Clifford Geertz (1995, 9f.) definiert Kultur als »selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe«. Einer fremden Kultur kann man sich nur annähern, sie weder erklären noch komplett verstehen, sondern sie anhand von lesbaren Zeichen interpretieren, wie ein Literaturwissenschaftler einen Text.

5. Angenot 1989, 16f.

bestimmten Zeitraum den sozialen Körper durchzieht. Unsere Auseinandersetzung mit der Außenwelt geschieht durch Selektion. Menschen nehmen von der Wirklichkeit nur einen Auszug wahr und ergänzen den Rest mit ihrer Phantasie. Das Streben des Menschen nach Vereinfachung, Eindeutigkeit und Identitätswahrung bringt ihn dazu, den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren und dem Stereotyp als vorgefasster Meinung zweiter Hand Vorrang zu geben. Walter Lippmann, einer der Vorreiter der Stereotypenforschung, schrieb in den 20er-Jahren des vorherigen Jahrhunderts in seinem Buch *Public Opinion* zu diesem Phänomen:

- › We are told about the world before we see it. We imagine most things before we experience them. And those preconceptions, unless education has made us acutely aware, govern deeply the whole process of perceptions.⁶

Dem Stereotyp wohnt die Tendenz inne, sich zu verselbstständigen, mit der Gefahr, als allumfassende totalisierende Erklärung akzeptiert zu werden. Die Definition von Lippmann zeigt, wie gefährlich das Stereotyp als unbegründete, einer sozialen Gruppe gemeinsame Meinung sein kann. Die museale Terminologie besteht aus solchen Stereotypen, die insgesamt betrachtet einen sozialen Diskurs bilden. Sie sind kolonialhistorisch geprägt worden. Sie sind eine kategorisierende Sprache, die Kulturen essenzialistisch und hierarchisch einordnet, wobei die fremde Kultur eine niedrige bzw. unterprivilegierte Stellung im Vergleich zur eigenen europäischen einnimmt. In dieser Perspektive bezeichnet die fremde Kultur die Peripherie des selbst festgelegten Zentrums. Analysieren wir jetzt exemplarisch, wie diese Mythen museale Provenienzforschung beeinflussen. Drei Interdiskurse habe ich hier privilegiert, nämlich den Interdiskurs von Objektlisten aus Kamerun im Ethnologischen Museum **Berlin**, den Diskurs des »Leitfadens« des Deutschen Museumsbundes und den von Ausstellungstexten im Kamerun-Saal des Humboldt Forums.

Terminologie in der Provenienzforschung: Fallbeispiele

Provenienzforschung, wie sie sich im deutschsprachigen Raum in den letzten 15 Jahren entwickelt und als Disziplin etabliert hat, befasst sich mit der Herkunft von Kulturgütern. Das können Kunstwerke, Bücher oder Alltagsgegenstände in Museen sein. Sie will klären, wem die Gegenstände zu welcher Zeit gehörten und unter welchen Bedingungen sie ihren Eigentümer wechselten. In der Kunstgeschichte ist sie seit Langem fester Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit. Sie hat seit der Washingtoner Erklärung von 1998 stark an Bedeutung gewonnen.⁷ Die Provenienzforschung in Deutschland befasste sich bisher vornehmlich mit Kulturgütern, die in der NS-Zeit enteignet oder geraubt wurden. Bei Sammlungsgütern aus dem Kolonialkontext stellt sich die Lage aber anders dar, was die benutzte Terminologie angeht.⁸ Es handelt sich um

6. Lippmann 1947, 90.

7. Vgl. Zuschlag 2022; *Was ist Provenienzforschung?*

8. Vgl. einführnd zur Provenienzforschung in kolonialen Kontexten Förster/Edenheiser/Fründt/Hartmann (Hg.) 2017.

extrem asymmetrische und kulturell verschiedene Kontexte. Die gleichen Wörter haben eine ganz andere Bedeutung von einem Kontext zu einem anderen, d.h. von den Herkunftsgesellschaften zu den Aufnahmegesellschaften.

Der Diskurs von Objektlisten des Ethnologischen Museums Berlin

Das Ethnologische Museum in **Berlin** gehört mit nach eigenen Angaben ca. 500.000 Objekten, darunter ca. 75.000 aus dem afrikanischen Kontinent südlich der Sahara, international zu den größten und bedeutendsten Museen seiner Art. Davon ausgehend, dass dieses Museum bei der Konstitution seiner Sammlungen von der Unterstützung der Reichsregierung profitiert hat, also Sendungen von Kolonialoffizieren und Beamten im Dienst erhalten hat, eignet es sich besonders für eine postkoloniale Untersuchung. Aus Kamerun als Kolonie kamen 7194 Kulturgüter in dieses Museum. Wie werden Kamerun und seine Völkergruppen in der Inventarliste des Museums kategorisiert? Methodologisch wurden zunächst Daten durch die Eingabe von willkürlich ausgewählten Begriffen der »Kolonialbibliothek«⁹ in die Suchleiste der Bestandsliste gewonnen, die wir vom Ethnologischen Museum **Berlin** für die Kartierung des kamerunischen Kulturerbes in deutschen ethnologischen Museen erhalten haben.¹⁰ Im nächsten Schritt wurde für die Repräsentation des Anderen im Berliner Museum ein Analyseraster entwickelt, das nach Folgendem fragt: 1) nach der Objektbezeichnung und Häufigkeit in der Inventarliste, 2) nach Begrifflichkeiten, die bei der Bezeichnung der kulturellen Gruppen benutzt werden, 3) nach Erwerbsmodalitäten der im Museum befindlichen Objekte.

Die Liste ist, wie das vorige Kapitel zur Bestandsaufnahme und Wissensordnung klar gemacht hat, eine Momentaufnahme der musealen Dokumentation, die sich in allen Museen und so auch in **Berlin** in einem unabschließbaren Prozess befindet. Zum jetzigen Zeitpunkt ergibt die Sichtung der Bestandsliste, dass von den 7194 Gegenständen aus Kamerun 238 die Bezeichnung »Zauber« tragen, 141 »Zauberfigur«, einer »Zauberer« und 46 die Bezeichnung »Amulett«. Was die kulturelle Herkunft angeht, sind gleichfalls fragliche Begrifflichkeiten zu beobachten. Dies ist der Fall beim Begriff »Kirdi« (er taucht sechsmal auf), der nicht-muslimisch bedeutet und eigentlich zu allgemein ist. Der Begriff »Häuptling« erscheint 39-mal, um kamerunische Herrscher zu bezeichnen. Der Begriff »Ethnie« taucht zweimal auf. Das Problem bei dieser Wahrnehmung des kamerunischen Fremden ist nicht die Quantität der Objektbezeichnung, sondern die Sinndeutung durch Kuratoren und wissenschaftliche Mitarbeiter. Sie sind die ersten in der Konstruktionskette des Wissens über die Objekte, das an die Öffentlichkeit gelangt. Sie haben das symbolische Kapital und sind als solche Vertrauensakteure im Museum für die Besucher. Befremdend für den Forscher sind schließlich die Ausdrücke, die sich auf Erwerbsmodalitäten beziehen. In der

9. Der Begriff stammt von Yves Mudimbe (1988). Durch solche Begriffe wurde Afrika von den Europäern erfunden.

10. → Kapitel Sprute, 265ff..

Bestandsliste heißt es, dass die Objekte »gekauft«, »getauscht«, »geschenkt« bzw. als »Schenkung« ins Museum gekommen sind.

Zur Objektbezeichnung im Museum ist festzustellen, dass die Begrifflichkeit, die von sogenannten Sammlern verwendet wurde, weiterhin unkritisch in den Inventarlisten auftauchen. Vier davon habe ich ausgewählt, und zwar die Begriffe »Häuptling« (39), »Ethnie« (2), »Amulett« (46) sowie »Zauber« samt verwandter Wörter bzw. Komposita wie »(Zauber)figur« (379). Mit Blick auf die niedrigen Zahlen in Relation zur Gesamtzahl der Objekte könnte von Geringfügigkeit gesprochen werden. Alle vier Bezeichnungen haben Eingang in das von Joachim Schultz veröffentlichte *Wörterbuch zum Primitivismus* gefunden.¹¹ Das Amulett steht für Spiritualität bzw. Religiosität, die sich von der konventionellen christlichen Religiosität abhebt und sich als »primitiv« beschreiben lässt. Etymologisch bezeichnet das Amulett in der europäischen Kulturgeschichte einen Gegenstand, der nach abergläubischer Vorstellung Unheil und Gefahren abwendet. Es ist aber eine mittelalterliche Praxis, die längst von den aufgeklärten europäischen Gesellschaften aufgegeben wurde. Der Modus der Wahrnehmung ist dichotomisch und zelebriert das Wir als zivilisierte Kulturnation im Kontrast zu Euch, den Wilden und Zurückgebliebenen.¹² Diese Begriffe stammen alle aus den europäischen Sprach- und Kulturtraditionen. In diesen Traditionen bezeichnen jene Begriffe das verdrängte Eigene, ein Eigenes, das man erkennt, aber nicht mehr als seiner Kultur und Geschichte zugehörig betrachten möchte. Das Fremde wird als Projektionsfläche des Eigenen instrumentalisiert, und die Begegnung mit dem Anderen wird nicht mehr als Ort des beiderseitigen Kennenlernens genutzt, sondern als Ort der Selbstbehauptung und –positionierung. Das Museum wird zum Ort, wo der Besucher den Ursprung der Menschheitsgeschichte erfährt und den von seiner Gesellschaft zurückgelegten Weg in der Entwicklungsachse laut der Evolutionstheorie der Naturalisten selbst abschätzt.¹³

Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache definiert einen »Häuptling« als »Stammesoberhaupt eines Naturvolkes«.¹⁴ Mit Hinweis auf eine veraltete, umgangssprachlich aber durchaus übliche Verwendung definiert dasselbe Wörterbuch »Naturvolk« als »Ethnie, die in vorindustrieller Subsistenzwirtschaft lebt«.¹⁵ In der Bestandsliste taucht das Wort »Ethnie« zwar nur zweimal auf, semantisch ist das jedoch keinesfalls marginal. Kein Museumswissenschaftler käme auf die Idee, Menschen in bestimmten Regionen Deutschlands als Ethnie zu bezeichnen. Suzan Arndt meint, dass der Begriff als Ersatz für Rasse und Stamm verwendet wird, aber im Grunde genommen nichts anderes als ein neues Mäntelchen für rassistische Begriffsinhalte ist. Die Grundidee ist, so Arndt, dass Menschen nach biologistischen Kriterien wie Hautfarbe unterschieden werden und diese wiederum mental, religiös und kulturell interpretierbar sind.¹⁶ Es scheint den Museen nicht darum zu gehen, Menschen und Völker jenseits Europas differenziert, d.h. »dicht« zu beschreiben, wie Clifford Geertz es sich in der interpretativen Ethnolo-

11. Schultz 1995.

12. Bitterli 2004.

13. Reynaud-Paligot 2006.

14. DWDS, www.dwds.de/wb/H%C3%A4uptling [9.2.2023].

15. Ebd., www.dwds.de/wb/Naturvolk [9.2.2023].

16. Arndt 2011, 632f.

gie wünscht, sondern oberflächlich die Hierarchie zwischen der eigenen Nation gegenüber dem Rest der Welt abzubilden.¹⁷

Ein weiteres aus afrikanischer Perspektive befremdliches Phänomen ist die Art und Weise, wie die Urheberrechte der Sammlungen im Ethnologischen Museum **Berlin** legitimiert werden. In der Liste ist in der Rubrik »Objektreferenz« die Rede von Kauf (z.B. »Ankauf Leut. Lessel«), von Tausch (»Tausch von Ethnographica Worley, **Hamburg**«, »Tausch Abt. Afrika mit dem American Museum of Natural History, New York«) und von Schenkung (»Schenkung von Leutnant Dominik«). Diese Begriffe haben in einem symmetrischen Kontext wie in Deutschland und Frankreich eine gewisse Relevanz. Wenn man in einem Laden in diesen Ländern etwas kauft, bekommt man eine Rechnung. Diese Rechnung setzt voraus, dass der Verkäufer eine eigene Rechnung hat, die er beim Großhändler erhalten hat. Museen können Dubletten untereinander tauschen. Bürger können den Museen ihre Privatsammlungen für die gute Sache schenken. Der Abgabevorgang bzw. die Erwerbungsmodalität will suggerieren, dass die Eigentumsverhältnisse unproblematisch sind. Wenn aber die Frage gestellt wird, wie sich der Kolonialoffizier die dem Museum geschenkte Sammlung angeeignet hat oder welche Legalität die Rechnung hat, die der Kunsthändler oder andere Kolonialhändler dem Museum ausstellen, schlägt die Stunde der Provenienzforschung.

Im Kolonialkontext, einem Unrechtskontext, ist der Gebrauch solcher Termini problematisch. Dass Gouverneure, Offiziere und Beamte im Kolonialdienst keinen fairen Handel mit den legitimen Besitzern der Objekte betrieben, haben vorige Kapitel hinlänglich vor Augen geführt. »Kauf« in diesem Kontext ist ein erpresster Kauf, Schenkung ein erzwungenes Geschenk, »Tausch« ein Betrug. Jenseits des Berliner Fallbeispiels sind im Grunde alle in der Provenienzforschung gebräuchlichen Begriffe aus Perspektive des globalen Südens euphemistisch und gehen mit einer gewissen Provokation bzw. Irritation einher. Alternative Ausdrücke, die kolonialgeprägte Sprach- und Denkmuster nicht einfach reproduzieren, bieten sich an: Kolonialarmee statt »Schutztruppe«, militärische Aggression statt »Strafexpedition«, plündern bzw. ausrauben statt »sammeln«, Gottessoldaten bzw. spirituelle Räuber statt »Missionare«, Kulturgut statt »Objekt« usw.

Spricht man beispielsweise von »Sammlern«, wird die Gewalt verklärt, die in den Beständen steckt, und das Blut, das an manchen Objekten klebt. Denn mit dem Begriff wird der Eindruck vermittelt, dass die Gegenstände frei verfügbar waren und man sie nur aufzuheben brauchte. Sie lagen dann in der Natur wie Mangofrüchte unter den Bäumen. Das passende Wort im Kolonialkontext ist vielmehr »plündern« bzw. »ausrauben«. Missionare waren Seelenräuber und Offiziere der Schutztruppe eine Terrorgruppe. Sie konnten im kolonialen Unrechtskontext weder Geschenke von den Opfern ihrer Gewalt erhalten noch einen fairen Tauschhandel mit ihnen betreiben. Aufgrund ihrer Machtposition im sozialen Feld konnten sie die Gegenstände nur beschlagnahmen bzw.

17. Zum Verstehen von Kultur als versponnenes Bedeutungsgewebe vgl. Geertz 1995.

erpressen. Dennoch ist auch zu erwähnen, dass solche »Geschenke« zum einen sehr gelenkt waren, zum anderen und vor allem nur einen winzigen Bruchteil des Gesamtbestands an Kamerun-Objekten in der Bundesrepublik Deutschland ausmachen. In Deutschland sind aber die Begriffe für normale Besucherinnen und Besucher von Museen irreführend und reflektieren nicht die koloniale Realität. Museen in Europa kauften oder erwarben kulturelle Gegenstände auf dem europäischen Kunstmarkt gegen Belege der »Sammler« vor Ort in Afrika, oder sie tauschten Objekte untereinander. Die Frage, die nicht gestellt wurde, war, wie die Veräußerer bzw. »Sammler« in den Besitz der verkauften Objekte kamen. Ist das Museum in diesem Kontext nicht ein Hehler? Ein anderer stilistischer Aspekt der Argumentation ist der Gebrauch von Euphemismen, wie im Kapitel zur militärischen Gewalt und Museums-sammlungen von Yann LeGall eindrücklich erklärt wird. Das Wort »Strafexpedition« suggeriert, dass Kolonisierte gegen festgelegte Regeln verstoßen haben.¹⁸ Was hatten sie denn getan, um bestraft zu werden? Das richtige Wort ist »militärische Aggression« und sollte im Diskurs der Provenienzforschung künftig auch so betrachtet werden, sonst kommt keine kritische Aufarbeitung der deutschen Geschichte zustande.

Der zwiespältige Diskurs des »Leitfadens« des Deutschen Museumsbundes

Neben den in Museumsinventaren verwendeten Begrifflichkeiten, die die koloniale Tradition in der Gegenwart perpetuieren, gibt es im 2019 erschienenen *Leitfaden Provenienzforschung* des Deutschen Museumsbundes merkwürdige Deutungsmuster, die die progressiven und postkolonialen Intentionen dieses Dokuments infrage stellen. Das Ziel des *Leitfadens* ist auf den ersten Blick vielversprechend:

- › Ziel muss es sein, den Umgang mit dem kolonialen Erbe und dessen Aufarbeitung und multiperspektivistische Erschließung als dauerhafte Aufgabe an den Museen zu verankern. Dies kann nur gelingen, wenn die Museen in der Lage sind, ihren grundlegenden Aufgaben nachzukommen, zu denen die Forschung als zentraler Baustein immer gehört. Darüber hinaus muss der internationale Austausch mit Vertreter*innen und Wissenschaftler*innen aus den Herkunftsländern nicht nur ermöglicht werden; dieser Austausch verlangt auf allen Ebenen nach einer neuen Form der Gesprächsbereitschaft.¹⁹

Im Diskurs erkennen die Autoren und Autorinnen des *Leitfadens* seine Funktion als Instrument zur Dekolonisierung deutscher Museen an: »Die Museen müssen sich außerdem bewusst sein, dass koloniale Verhältnisse selten mit der formalen Dekolonisierung endeten und zum Teil noch bis in die Jetztzeit nachwirken.«²⁰

Der Verdacht der Verklärung bzw. des Herunterspielens des eigenen Kolonialismus fängt gleich mit der Definition kolonialer Kontexte an: Darunter werden im *Leitfaden* zunächst Umstände und Prozesse verstanden, die entweder in einer formalen Kolonialherrschaft oder in informellen kolonialen Strukturen ihre Wurzeln haben. Denn, so die

18. → Kapitel LeGall, 113ff..

19. Deutscher Museumsbund (Hg.) 2021, 9.

20. Ebd., 13.

Überlegung, auch dann könnten Strukturen mit großem machtpolitischen Ungleichgewicht sowohl zwischen als auch innerhalb von Staaten bzw. anderen politischen Einheiten entstanden sein, aus denen Netzwerke und Praktiken hervorgegangen sind, die die Sammel- und Beschaffungspraktiken für europäische Museen unterstützt haben.²¹

Einer solchen verklausulierten Verwaltungssprache steht der Befund entgegen, dass ganze Dörfer in Brand gesetzt wurden.²² Man kann nicht ein Problem lösen wollen und es zugleich kleinschreiben. Wie viel von den ganzen deutschen Museumsbeständen rühren aus der formellen Kolonisation her und wie viel nicht? Das sollte die Grundlage einer kritischen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe sein. Das Verständnis von kolonialem Kontext im *Leitfaden* hingegen vermeidet jede Priorisierung. Für deutsche ethnologische Museen soll der koloniale Kontext die offizielle Präsenz der Deutschen in den eigenen Kolonien sein. Es ist der Zeitraum zwischen 1884 und spätestens 1919. Wie im Kapitel zur Chronologie und den Akteuren → Seite 61 deutlich vor Augen geführt wird, lässt sich nämlich von 1900 bis 1914 die höchste Konjunktur der Lieferungen an deutsche ethnologische Museen beobachten, wobei schätzungsweise bis zu zwei Drittel der Objekte von Militärpersonal und Beamten in den Kolonien eingeschendet worden sind. Im Gegensatz zu Frankreich, das sogenannte ausgebildete Ethnologinnen und Ethnologen mit der Plünderung afrikanischer Kulturgüter beauftragt hat, hat sich das Deutsche Reich dabei vornehmlich auf Mitglieder der Verwaltung in den Kolonien gestützt. Es hieße um den heißen Brei herumreden, wenn man die Aufarbeitung des Kolonialismus in deutschen Museen dergestalt verwässert. Es könnten also zwei Bände des *Leitfadens* herausgegeben werden: einer für die deutschen außereuropäischen Beziehungen im Allgemeinen und ein anderer für die formelle Kolonisation durch Deutschland.

Es wird auch von Dialog auf Augenhöhe mit den Mitgliedern der Herkunftsgesellschaften gesprochen:

- › Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die dritte und finale Fassung des *Leitfadens*. Sie ist das Ergebnis eines vierjährigen Bearbeitungsprozesses, der von Beginn an *transparent und ergebnisoffen* war. Fachkolleg*innen und weitere Interessenvertreter*innen konnten sich durch Rezensionen oder Stellungnahmen aktiv an der Revision der Texte beteiligen. Zudem wurde der *Leitfaden* in einem internen Workshop mit zwölf Expert*innen aus Australien (Tasmanien), Bolivien, Namibia, Nigeria, Neuseeland, Samoa, Taiwan, Tansania, der Türkei und den USA (Alaska) grundlegend diskutiert, um deren Perspektiven und Anregungen entsprechenden Raum geben zu können.²³

Festzustellen ist, dass an der Konzeption und Veröffentlichung dieses als »final« betrachteten *Leitfadens* von den ehemaligen deutschen Kolonien nur Samoa, Tansania und Namibia beteiligt waren. Kamerun, Togo, Ruanda und Burundi fehlen. Der Eindruck wird erweckt, dass es bei der Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte mehr oder weniger um

21. Ebd., 26, 107ff.

22. → Kapitel LeGall, 113ff. und → Kapitel Tsogang Fossi, 61ff.

23. Deutscher Museumsbund (Hg) 2021, 8 (meine Hervorhebung).

eine rein deutsche Angelegenheit geht, obwohl im Diskurs von einer kollaborativen und transparenten Zusammenarbeit die Rede ist. Trotz des guten Willens prägen noch koloniale bzw. eurozentrische Reflexe die postkoloniale Provenienzforschung, der der *Leitfaden* Handreichung geben will. Der Vorwurf, damit die Reflexion über die eigene koloniale Vergangenheit in Museen kontrollieren zu wollen, ist nicht unberechtigt. Der kolonialgeprägte bzw. eurozentrische Gestus der deutschen Museumsakteure lässt sich an den Ausstellungstexten zu den Objekten und deren Lieferanten auch semantisch ablesen. Dies ist der Fall bei den Kamerun-Objekten des kürzlich eröffneten Humboldt Forums.

Die Terminologie der Ausstellungstexte im Humboldt Forum²⁴

Die Terminologie der Ausstellungstexte des Raums »Kolonie Kamerun« zu Akteuren und Sammlungen aus formellen kolonialen Kontexten ist aus heutiger Sicht eine Katastrophe für die Dekolonisierung. Die Perspektive des Ethnologischen Museums als Narrationsort der eigenen nationalen Geschichte ist noch dominant. Die Kernfragen sind immer noch: Wer waren die Deutschen, die in den deutschen Kolonien im Namen des Deutschen Reiches arbeiteten? Welche Dienste leisteten sie für das Vaterland?

Diese große Erzählung der Nation kann im Humboldt Forum durch die Analyse von Beziehungen der Lieferanten zu Objekten/Subjekten und von Objekten/Subjekten in den Etiketten kritisch beleuchtet werden. Dafür habe ich zwei prominente Beispiele ausgewählt: die Ngonnso die Mutterkönigin der Nso, und den *Mandu Yenu*, den Thron der Bamum, ebenfalls im Grasland von Kamerun.

Auffallend ist die Absicht, die Biografie von Offizieren der deutschen Kolonialarmee als unschuldige Lieferanten von Kulturobjekten zu verharmlosen. Kurt Pavel → [Bio, 420](#) (1851–1933) wird vom Museum als Kommandeur der sogenannten Schutztruppe im Jahr 1901 vorgestellt. Das verrät bereits, dass er kein Freund der Kameruner war. Die Begriffe »Schutztruppe« und »Schutz« im Ausstellungsraum – er versuchte das Gebiet unter »deutschen Schutz« zu bringen – werden zwar in Anführungszeichen gesetzt, doch reicht das nicht aus, um den Besuchern zu erklären, was die Schutztruppe damals war, wen sie schützte und warum, obwohl Gebiete, in denen Pavel seine Kolonialkriege führte, erwähnt werden: Bangwa, Bafut und Mankon.

Zur Provenienz der Figur Ngonnso → [Bildheft III](#) selbst wird in einer weiteren Erklärung vom Museum behauptet: »Kurt Pavel sammelte diese Figur erstmals in Kumbo, der Hauptstadt des Königsreichs.« Es steht jedoch fest, dass er 1903 als Kommandeur der deutschen Kolonialarmee Krieg gegen die Herkunftsgesellschaft führte. Welche Bedeutung hat das Verb »sammeln« in diesem Unrechtskontext? Lag die Figur der Mutterkönigin auf der Straße, als er sie »sammelte«? Die Intensität der Kolonialgewalt wird abgetönt und damit die Kolonialgeschichte normalisiert und in der Öffentlichkeit entschärft. Es findet bei den Besuchern kein Verfrem-

24. Meiner Analyse liegen die Erklärungstexte im Kamerun-Saal zugrunde, den ich am 17. Oktober 2022 besucht habe.

dungseffekt²⁵ statt, was zur Aufarbeitung der deutschen Kolonialvergangenheit führen könnte. Im Gegenteil werden Kolonialklischees aufgetischt. Die koloniale Vergangenheit Deutschlands wird dem Publikum als bloße Episode der Geschichte ohne verheerende Folgen verkauft. Von da zu behaupten, dass die deutsche Kolonisierung in Afrika sehr kurz war, ist es nur ein Schritt.

Das nächste Beispiel betrifft einen Kolonialoffizier, Hans Glauning → [Bio, 386](#) (1868–1908), der die 1902 eingerichtete Station **Bamenda** von 1905 bis 1908 als Bezirksleiter verwaltete. König Njoya → [Bio, 417](#) (1873–1933) war also laut der kolonialen Ordnung sein Untertan. In der Präsentation des Objektlieferanten im Humboldt Forum heißt es:

- › Bevor er sich 1894 der »Schutztruppe« für Deutsch-Ostafrika anschloss, diente Glauning in der sächsischen Armee. Im Jahre 1902 wurde er nach Kamerun versetzt. *In Afrika* führte er »Strafexpeditionen« und Militärationen an zur Durchsetzung der Kolonialherrschaft. Er war *auch ein begeisterter Amateur-Ethnologe* und *erwarb* Hunderte von Objekten für deutsche Museen. (Meine Hervorhebungen)

Die Kuratoren geben sich keinerlei Mühe, Afrika differenziert darzustellen, der Name des Kontinents muss zur Bezeichnung der beiden deutschen Kolonien Deutsch-Ostafrika und Kamerun erhalten. Glauning wird nicht ausdrücklich als Bezirksleiter und Militäroffizier vorgestellt, dessen Präsenz Gewalt symbolisierte, sondern als Amateurforscher. Zwar stimmt es, dass Amateur-Ethnologie im Kaiserreich üblich war, aber dies rechtfertigt nicht, den damals üblichen Begriff ungeprüft zu übernehmen. Im heutigen Wissenschaftsbetrieb in Deutschland ist es unvorstellbar, dass ein Soldat ohne vorherige universitäre Ausbildung als Wissenschaftler gilt. In einem nicht normierten Raum wie der Kolonie ist dies aber möglich. Und auch das an sich unproblematische Verb »erwerben« taucht auf. In seiner umgangssprachlich positiven Konnotation jedoch rückt es gerade mit der Bezeichnung »begeisterter Amateur-Ethnologe« im selben Satz die Aneignungspraxis des Kolonialoffiziers in ein vorteilhaftes Licht.

Was in der Texttafel zur Präsentation des Throns von König Njoya, des *Mandu Yenu* → [Bildheft XLVIII](#), nicht zur Sprache kommt, für eine dekoloniale Perspektive der Ausstellung aber durchaus von Bedeutung wäre, ist, dass Glauning an den Verhandlungen über die »Schenkung« dieses Throns an Kaiser Wilhelm II. beteiligt war. Es sei kurz daran erinnert, dass Njoya von 1903 bis 1907 wegen des von seinem Vater geerbten Throns unter Druck stand.²⁶ Felix von Luschan (1854–1924) hatte Glauning mit dessen Erwerb beauftragt und sogar vorgeschlagen, »ein Faksimile« herstellen zu lassen, um es gegen das »Original« auszutauschen. Schließlich ließ Njoya selbst seinen Thron in die damalige Hauptstadt der Kolonie, **Buea**, tragen, um ihn dem Kaiser anlässlich seines Geburtstages zu »schenken«. Es handelt sich um ein erzwungenes Geschenk, und alle Museumsbesucher sollten das wissen. Es war Teil von Njoyas Strategie, die Macht »über sein Volk« zu behalten, obgleich sein Königreich der deutschen

25. Bertolt Brecht verwendet diesen Begriff in seinem Konzept des epischen Theaters als Mittel zur Erziehung des Volkes. Dieser Effekt bedient sich des ästhetischen Mittels, die Identifikation des Zuschauers mit dem Schauspieler auf der Bühne zu brechen, um ihn zum Nachdenken zu bringen. Vgl. Kesting 1969.

26. → [Kapitel Meyer, 199ff.](#) und → [Kapitel Tsogang Fossi, 61ff.](#)

Kolonialstation unterstellt war. Hier ist man nochmals mit einer äußerst kolonial geprägten Selektion von Informationen konfrontiert, die gegen einen transparenten und emanzipativen Umgang mit der Kolonialgeschichte als geteilter Geschichte steht.

Auf dem Weg zu einer dekolonialen Sprache im Museum

Drei Wege bieten sich der Provenienzforschung an, um von kolonialen zu dekolonialen Deutungsmustern überzugehen.

Aufgabe der Kolonialbibliothek, Resemantisierung der Objekte, Korrektur der regionalen Zuordnungen²⁷

Die Alterität der Objekte ist zu respektieren, damit sie die Geschichte erzählen, mit der die Herkunftsgesellschaften, ihre Hersteller sie assoziierten. Die Translokation soll ihnen nicht ihre Identität rauben. Nur so können sie ihre Funktion als Botschafter der jeweiligen Kulturen erfüllen. Problematische Kategorien wie »Kauf«, »Geschenk« und »Tausch« sollten verschwinden, da sie einer juristisch hegemonialen Kultur entstammen. Das Gleiche gilt für die Objektbenennung. Diese Objekte wurden von der deutschen Sprache vereinnahmt, indem sie analogisch als entsprechende, aber bizarre Gegenstände der deutschen Aufnahmekultur gedeutet wurden. Als Beispiel können die vereinfachenden Begriffe »Fetisch« und »Amulett« dienen. Alle Kulturgüter, die in den Museumsinventaren so bezeichnet werden, haben Eigennamen in den jeweiligen Herkunftsgesellschaften und sollten in den Museen in ihrer Singularität und Alterität präsentiert werden. Die über Jahre von einem internationalen Expert*innenteam vorbereitete und kürzlich gelaunchte Plattform Digital Benin weist den richtigen Weg dorthin.²⁸ Nur so können sie als kulturelle Botschafter die deutsche Kultur bereichern. Wenn das koloniale Erbe geteilt werden soll, dann müssen alle Beteiligten mit den verwendeten Termini einverstanden sein.

Anerkennung ihrer neuen Identität in der Aufnahmegesellschaft durch die Herkunftsgesellschaften

Kunstfertigkeit ist eine Qualität, die jede Gesellschaft kennzeichnet. Obwohl Objekte aus Afrika als Beweis von Primitivität erhalten mussten, hat es immer auch gutmeinende Kunstkritiker wie Carl Einstein gegeben, die ihren vortrefflichen Wert gewürdigt haben. Künstler wie Pablo Picasso, Wassily Kandinsky oder Franz Marc haben auf ihre Weise diese Kunst aus dem Ghetto der ethnisierenden Ethnologie als Kolonialwissenschaft herausgelöst. Es soll in der Translokation der Objekte das Lokale, aber auch das Globale darin erkannt werden, damit sie wie andere Kulturgüter (z.B. die Mona Lisa) mit Würde global zirkulieren können. Es ist auch die Dynamik im Rezeptionsprozess anzuerkennen. Objekte als Kunstwerke erzeugen im Translationsprozess neue Synergien

27. Vgl. den wegweisenden Versuch der Webseite Digital Benin, insbesondere die Rubrik »Eyo Oto«: <https://digitalbenin.org/eyo-oto/5>.

28. <https://digitalbenin.org>.

und können nicht für immer als Vertreter einer festen Identität gedeutet werden. Der »Blaue Reiter-Pfosten« im Münchner Museum Fünf Kontinente hat dort eine zweite Heimat und Identität bekommen. Diese Wertschätzung in der Fremde soll in Kamerun bekannt sein, auch wenn dieses sakrale Objekt im Orokoland, wo es herkommt, einen anderen Namen und eine andere Funktion gehabt hat. Der Pfosten war Teil eines Ensembles, das auseinandergenommen wurde. Im **München** wurden im Rezeptionsprozess ausschließlich seine materiellen Aspekte gewürdigt. Es ist kein Vorwurf an die Kunstkritiker, denn die Wahrnehmung geschieht immer selektiv. Im Museum in **München** soll das Objekt/Subjekt, neben dem von Kunstkritikern gegebenen Namen, auch seinen ursprünglichen Namen tragen, nämlich »Ndo'obe' banto Oroko«. Das Objekt gehört den Abo in Kamerun und bildet im postkolonialen Kontext ihren ganzen Stolz.

Revidiertes Selbstverständnis der ethnologischen Museen und neue Museumsformate

Deutschland ist längst eine Einwanderungsgesellschaft geworden, und die Einheit von Sprache, Geschichte und Religion kommt in der neuen Konstellation nicht mehr ganz zur Deckung. Der Mehrheitsgesellschaft steht nun eine Minderheit gegenüber. Beide Komponenten genießen in einer Republik die gleichen Aufgaben und Rechte. Die afrikanische Diaspora fühlt sich in den heutigen ethnologischen Museen beschimpft und beleidigt. Ich plädiere dafür, einem Identitätskonzept den Rücken zu kehren, das eine Trennlinie zieht (Wir *gegen* die Anderen), hin zu einem neuen, welches das Miteinander in der gemeinsamen Welt (Wir *und* die Anderen) zelebriert. Ein ethnologisches Museum, das sich an diesem neuen Identitätsformat orientiert, muss Diversität großschreiben. Der bisherige Museumsdiskurs muss dezentriert werden und Mehrstimmigkeit zulassen. In einem solchen Museum als Weltenmuseum sollen auch deutsche Objekte als Komponenten der Einheit in der Vielheit vorhanden sein.

Die Verzahnung von Kulturtransfer (Espagne), Sozialdiskurs (Angenot) und Stereotyp (Lippmann) zeigt, wie Wissen sprachlich in Diskursen entsteht. Sprache und Wissen hängen zusammen und reflektieren, was eine Gesellschaft wissen kann. Die Äußerung im Diskurs ist ein Ort der Wirklichkeitskonstruktion, und die Argumentation von Wissensakteuren prägt die Rezeption vor. Museumssprache, die die Wahrnehmung der außereuropäischen Fremde steuert, ist davon nicht ausgenommen. Kolonialismus ist nicht nur Geschichte – er ist immer schon vor allem Sprache bzw. Terminologie gewesen.

Nach der kritischen Sichtung der drei Interdiskurse – der Terminologie in der Inventarliste des Ethnologischen Museums in **Berlin**, der Texttafeln zu kamerunischen Kulturgütern im Humboldt Forum und schließlich des *Leitfadens* des Deutschen Museumsbundes – ist festzuhalten: Der Muse-

umsbund hat mit seinem *Leitfaden* einen neuen, fortschrittlichen Kurs in der Provenienzforschung eingeschlagen. Die Konfrontation der verschiedenen Interdiskurse miteinander zeigt, dass wir vom Ziel einer dekolonialen Provenienzforschung noch weit entfernt sind. Es gibt eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis. Die museale Diskurslandschaft ist immer noch von eurozentrischen Perspektiven dominiert, und der gewünschte Dialog auf »Augenhöhe« mit den Vertretern der Herkunftsregionen der Objekte im Museum entpuppt sich als Dialog der Deutschen unter sich. Eine neokoloniale bzw. rassistische Grundhaltung prägt auch noch den heutigen Diskurs über Kulturgüter aus dem kolonialen Kontext. Die Objekte erzählen nicht von sich, sondern es werden ihnen Worte in den Mund gelegt und die Akteure der Translokation durch sprachliche Verharmlosung von ihren Gräueltaten entlastet. Dies hat einen negativen Einfluss auf die kritische Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit, weil die Besucher der Museen ihre stereotypen und rassistischen Vorstellungen von Afrika nicht hinterfragen können. Der Besuch eines ethnologischen Museums entspricht immer noch einer Reise in das primitive Afrika im Lehnstuhl.²⁹ Die Gewalt der Kolonialakteure bei der Plünderung der Gegenstände in Afrika wird sprachlich euphemisiert und unterminiert. Damit wir dem kolonialen Gefängnis entrinnen, in dem sich ethnologische Museen nach wie vor befinden, schlage ich vor, ein neues konsensuelles Vokabular bzw. Lexikon für die Kategorisierung der Objekte, der Herkunftsregionen und -gesellschaften zu erarbeiten. Die bisher verwendete Terminologie ist im weitesten Sinne unbrauchbar. Ein ethnologisches Museum soll nicht mehr als Ort verstanden werden, in dem die eigene Geschichte (die Geschichte des Kaiserreichs) erzählt wird, sondern als dritter Raum, in dem sich die Globalisierung und die Diversität Deutschlands als Einwanderungsgesellschaft artikuliert.

29. Link 2002, 20.

Literatur

- Angenot, Marc (1989): *1889. Un état du discours social*. Québec.
- Arndt, Susan (2011): »Ethnie«, in: Susan Arndt/Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.) (2011): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster.
- Bitterli, Urs (2004): *Die »Wilden« und die »Zivilisierten«. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. 3. Aufl. München.
- Deutscher Museumsbund (Hg.) (2021): *Leitfaden. Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten*. 3. Aufl. Berlin.
- *Digital Benin*, <https://digitalbenin.org>.
- *Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS)*, www.dwds.de.
- Espagne, Michel (1999): *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris.
- Förster, Larissa/Edenheiser, Iris/ Fründt, Sarah/Hartmann, Heike (Hg.) (2017): *Provenienzforschung zu ethnologischen Sammlungen der Kolonialzeit. Positionen in der aktuellen Debatte*. Elektronische Publikation zur Tagung »Provenienzforschung in ethnologischen Sammlungen der Kolonialzeit«, Museum Fünf Kontinente, München, 7./8. April 2017, DOI 10.18452/19029.
- Geertz, Clifford (1995): *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.
- Kesting, Marianne (1969): *Das epische Theater: Zur Struktur des modernen Dramas*, 4. Aufl. Stuttgart.
- Künkler, Eva (2022): *Koloniale Gewalt und der Raum kultureller Objekte und menschlicher Überreste. Eine systematische Übersicht zu Militärgewalt und sogenannten Strafexpeditionen in deutschen Kolonialgebieten Afrikas*, Magdeburg.
- Link, Sabine (2002): »Grüße aus Viktoria. Im Lehnstuhl durch die weite Welt (1850–1960)«. Gedanken zur Ausstellung, in: Filmmuseum Landeshauptstadt Düsseldorf (Hg.): *Grüße aus Viktoria. Film-Ansichten aus der Ferne. Begleitend zur Ausstellung »Im Lehnstuhl durch die weite Welt«*. Basel/Frankfurt a.M., 15–42.
- Lippmann, Walter (1947): *Public Opinion*. 11. Aufl. New York.
- Mudimbe, Valentin Yves (1988): *The Invention of Africa: Gnosis, Philosophy, and the Order of Knowledge*. Indiana.
- Reynaud-Paligot, Carole (2006): *La République raciale. Paradigme racial et idéologie républicaine (1860–1930)*. Paris.
- Schultz, Joachim (1995): *Wild, Irre & Rein. Wörterbuch zum Primitivismus*. Gießen.
- *Was ist Provenienzforschung?* Website des Landschaftsverband Süd-niedersachsen (o.D.): <https://landschaftsverband.org/museumsberatung/provenienzforschung/was-ist-provenienzforschung.html> [8.2.2022]
- Zuschlag, Christoph (2022): *Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird*. München.